

---

# Den eigenen Gegenständen gerecht werden

Walter Schweidler

Die Geisteswissenschaften sind seit jeher in der Situation gewesen, ihren Wissenschaftscharakter und ihre methodologische Eigenart gegenüber den Naturwissenschaften legitimieren zu müssen, und zwar ganz einfach deshalb, weil sie wesentlich jünger sind als diese. Besonders in der frühen Neuzeit beherrschten die experimentell und mathematisch fundierten Weisen der Welterklärung das Feld der Rationalität fast völlig. Die Rückseite dieser Medaille besteht nun aber darin, dass eben deshalb die bloße Existenz der Geisteswissenschaften dafür spricht, dass es Gründe gegeben haben muss, aus denen die Naturwissenschaften diese Ergänzung des menschlichen Erkenntnishorizontes schließlich doch zulassen mussten. Jedenfalls ist, so gesehen, die Frage nach der Zukunft der Geisteswissenschaften zunächst einmal nicht ohne die Erwähnung der Vergangenheit zu beantworten, aus der sie kommen. Man muss sich, wenn man nach dieser Zukunft fragt, ein Urteil darüber bilden, ob und inwiefern die Gründe, aus denen die Geisteswissenschaften entstanden sind, fortbestehen oder welche Modifikationen sich hinsichtlich ihrer ergeben haben sollten.

*Krisenproduktion*

Dazu muss man zunächst den Blick dorthin richten, *woher* sie kommen. Die Geisteswissenschaften haben sich, nicht anders als die Naturwissenschaften, wenn auch Jahrhunderte und zum Teil auch Jahrtausende nach diesen, aus der *Philosophie* herausgelöst. Wissenschaften emanzipieren sich von der Philosophie, wenn sie, wie die heute fortgeschrittenste und allgemein anerkannte wissenschaftstheoretische Position es nennt, ihr Paradigma gebildet und gefestigt haben, wenn es also hinsichtlich der grundlegenden Fragen nach ihrem Gegenstandsgebiet, den dafür angemessenen methodischen und begrifflichen Reflexionsweisen sowie den Standards und Prinzipien der Wissenschaftlergemeinschaft, die ihr die soziale Basis liefern, genügend Einigkeit gibt, damit ein bestimmtes Wirklichkeitsgebiet fortschreitend durchdrungen und systematisch erforscht werden kann. Dass die Geisteswissenschaften ein ganzes Ensemble solcher Paradigmen ausgebildet haben, dass sie also in dieser Hinsicht ihren Sinn erfüllt haben und weiter erfüllen können, bestreitet kaum jemand. Wir wissen heute über ihre Gegenstände: Geschichte, Recht, Literatur, Kunst, Religion und was immer sonst zu ihnen gehören mag, unfassbar viel, und es gibt noch unfassbar viel mehr, was wir noch wissen können und durch die auf diesen Gebieten gefundenen Standards und Methoden der Forschung auch verlässlich zu erforschen vermögen. Die Gründe, aus denen sich solche Forschung im Sinne des Erfolgs, den sie verspricht, lohnt, bestehen im Großen und Ganzen genauso fort wie sie am Anfang der geisteswissenschaftlichen Verselbstständigung gestanden haben.

So banal diese Feststellung ist, man kann sich an ihr doch etwas Eigentümliches klarmachen, und zwar wenn man mit Bezug auf sie die kontrafaktische Frage stellt: Was wäre eigentlich, wenn die – oder doch die eine oder die andere der – Geisteswissenschaften auf dieser Ebene,

also der Ebene der Ausbildung verlässlicher und allgemein anerkannter Forschungsstandards, in eine Krise geraten würde? Was wäre, wenn Unsicherheit darüber einträte, ob beispielsweise Literatur oder Recht überhaupt Gegenstand einer Wissenschaft sein können und welchen Methoden man zu folgen habe, um ein Zugang zu solchen Gegenständen zu gewinnen? Es würde dann das ausbrechen, was Thomas S. Kuhn eine „Grundlagenkrise“ in der Wissenschaft genannt hat, durch die die „normalwissenschaftliche“ Forschung außer Kraft gesetzt und eine Thematisierung der gesamten Fachstandards erforderlich gemacht wird. Und was würde das praktisch bedeuten? Die Antwort ist ganz simpel: Die Frage nach Gegenstand und Methode dieser Wissenschaft würde wieder eine Angelegenheit der Philosophie, die ja nach einem schönen Wort von Robert Spaemann die „institutionalisierte Grundlagenkrise“ ist. Die Philosophie wiederum würde sie nicht im luftleeren Raum diskutieren, sondern das tun, was zur Lösung von Grundlagenkrisen die eigentlich sachverständige Reaktion ist: einen interdisziplinären Dialog aufbauen, innerhalb dessen die fraglichen Disziplinen mit benachbarten und mit ganz anders gearteten, etwa naturwissenschaftlichen Fächern zusammengeführt und zur koordinierten Reflexion über Sinn und Ziel ihres Selbstverständnisses und über mögliche Kooperationen innerhalb ihres eigenen Kanons oder eben auch mit anderen Fächern gebracht würden. Niemand wüsste genau, was bei dieser Art koordinierter interdisziplinärer Veranstaltungen herauskommen kann und soll; man müsste sie, da es ja darum geht, erst noch die Qualifikation ganzer Forschungsstränge und -Ansätze nachzuweisen, einem erheblichen Evaluations- und Begutachtungsprozess unterwerfen. Dieser müsste seinen Sinn in dem erhofften Ende haben, an dem dann die Vergewisserung über den methodologischen Status und den Erkenntnisanspruch der fraglichen Disziplinen stehen sollte.

Das heißt: Äußerlich und auch vom Wesen her würde sich im Falle einer solchen Grundlagenkrise etwa das abspielen, was sich seit einiger Zeit mit massiven Steuerungsmaßnahmen unter Einsatz öffentlicher Förderungsmittel mit einem System undurchschaubarer Anreizmechanismen im Betrieb der rotierenden Forschungsprojekte, Projektverbände, Forschungskollegs und Projektnetzwerke tatsächlich ereignet. Hier also, in einer solchen Situation, hätte der endlose Diskurs über interdisziplinäre, internationale, interkulturelle und intern wie extern evaluierte Forschungskoooperationen, wie er im Augenblick den Geisteswissenschaften untereinander wie auch besonders im Verbund mit meist gesamtuniversitär angestoßenen Kooperationsunternehmungen aufgezwungen wird, am ehesten seinen Sinn. Es ginge hier also um die Behebung von Grundlagenkrisen, von denen eigentlich bis zum Anlaufen dieses Rotationstheaters gar keine Rede sein konnte!

Das scheint mir nun in der Tat ein frappierender Aspekt gegenwärtiger Strategien inner- und interdisziplinärer Forschungsvernetzungen der Geisteswissenschaften zu sein: Die Art von Krise, auf welche diese Strategien die adäquate Reaktion wären, hat es gar nicht gegeben, sie wird vielmehr allenfalls durch das, was mit ihnen eingeleitet worden ist, herbeigeführt werden. Und ein Gesamtkonzept dessen, was durch solche Strategien erreicht werden sollte, könnten sie, wie gesagt, nur von einer Instanz erhalten, nämlich von der Philosophie. Eine andere Instanz, die dafür in Frage käme, gibt es nach allen Maßstäben, die sich geschichtlich herausgebildet haben, nicht. Es gibt keine Wissenschaftswissenschaft. Jede Evaluation, die über ein Fach ergeht, stammt entweder aus diesem Fach selbst, das, wenn es insoweit souverän ist, nicht in einer Krise sein kann; oder sie stammt von außerhalb und damit von Wissenschaften, deren methodologischer Status und Erkenntnisanspruch nicht nur unangefochten, sondern als höher-

wertig und beurteilungsrelevant für den der fraglichen Disziplinen angesehen werden muss. Dafür aber, dass eine solche Lenkungs- und Herrschaftsfunktion bestimmter Leitwissenschaften gegenüber den Geisteswissenschaften existierte, gibt es zumindest keine allgemein akzeptierte und von der Sache her akzeptable Begründung. Eine solche könnte nur selbst wieder eine philosophische sein, und die Philosophie ist heutzutage weit entfernt davon, als Schiedsrichter in dieser Angelegenheit gerufen zu werden oder werden zu wollen.

### *Fortwirkende Position der Geisteswissenschaft*

Man muss sich daher einer zweiten möglichen Begründungsquelle für die Annahme zuwenden, die Geisteswissenschaften seien in einer Krise, die sie zu neuen Legitimationsstrategien und -prozessen im Verbund miteinander und anderen Wissenschaften zwingt. Vor 100 und auch noch vor 80 Jahren hätte sich hier machtvoll eine Stimme erhoben, welche ungeachtet all ihrer ausgefeilten und umfangreichen Forschungsaktivitäten die Existenz einer Grundlagenkrise in den Geisteswissenschaften verkündet hätte, nämlich die Stimme der so genannten Einheitswissenschaft. Die Einheitswissenschaftsthese, wie sie in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts von positivistischen Philosophen, die teilweise versierte und bedeutende Logiker und auch Naturwissenschaftler waren, aufgestellt wurde, lautete, dass es nur eine Methode und eine Art von Begrifflichkeit gebe, eben die naturwissenschaftliche. Sie allein sei es, die der wissenschaftlichen Erfassung von Wirklichkeit angemessen und kongenial sei, so dass jedes theoretische Unterfangen, das sich als wissenschaftlich verstehen und legitimieren wolle, sich entweder in deren Erkenntnisform zu übersetzen habe oder aber den An-

spruch auf Wissenschaftlichkeit aufgeben müsse. Als solches Vorbild und solcher Inbegriff aller denkbaren Wissenschaft und allen rationalen Wirklichkeitszugangs überhaupt galt damals die theoretische Physik. In bestimmten Spielarten der Einheitswissenschaftstheorie ist später die Biologie in Form von Genetik, Evolutionstheorie oder auch einer evolutionistisch akzentuierten Systemtheorie an eine solche Stelle gesetzt worden.

Die von dieser positivistischen Seite diagnostizierte Krise der Geisteswissenschaften bestand in nichts anderem als dem Vorwurf, dass diese mit ihren Instrumenten und Forschungsformen überhaupt nicht in der Lage wären, die auf Kausalerklärung vermöge der Freilegung von Naturgesetzen basierenden, mit quantifizierter Begrifflichkeit arbeitenden und auf experimenteller Nachprüfung sowie empirisch-induktiver Verifikation aufruhenden Standards der Naturwissenschaften und insbesondere der jeweils vorausgesetzten Leitwissenschaft zu übernehmen. Von daher schleuderte man ihnen den Verdacht auf Sinnlosigkeit und den Anspruch von Scheinwissenschaft entgegen. Die Geisteswissenschaften befanden sich nach dieser Einschätzung in einem Stadium, in denen sich die Biologie vielleicht 200 Jahre zuvor befunden hatte, nämlich einer rein klassifizierenden, den Gegenstand protokollierenden und interpretierenden, aber ihn nicht kausal zu erklären fähigen und der eigentlichen Entdeckung der für seine Bewältigung relevanten Gesetzmäßigkeiten noch harrenden Phase. Sie bedurften einer Art wissenschaftlicher Revolution, will sagen ihrer Überführung in naturwissenschaftlich verfasste und forschende Disziplinen.

Diese Position ist schon vor geraumer Zeit, was ihre sachliche Begründung angeht, zusammengebrochen. Sie hat freilich nicht nur eine außerordentlich befruchtende Wirkung auf die methodische Selbstreflexion der Geisteswissenschaften gehabt, die sich insbesondere in der Entfal-

tung des Verstehensbegriffs als Alternative zur Kausal-  
 erklärung sowie in der Theorie des hermeneutischen Zir-  
 kels niedergeschlagen hat, sondern vor allem ist sie in ei-  
 nem Prozess, der von höchst imponierender Selbstkritik  
 getragen war, innerhalb der aus dem Positivismus hervor-  
 gegangenen analytischen Wissenschaftstheorie selbst letzt-  
 endlich überwunden worden. Es hat sich herausgestellt,  
 dass die Forderungen an eine vollständig empirisch inter-  
 pretierbare und verifizierbare Gestalt theoretischer Natur-  
 beschreibung schon für die dafür richtungweisende Do-  
 mäne der Kerndisziplinen der theoretischen Physik nicht  
 haltbar ist. Weder ließ sich ein Konzept der empirischen  
 Verifizierbarkeit von Naturgesetzen noch eines der voll-  
 ständigen Rückführbarkeit theoretischer Aussagen auf em-  
 pirisch überprüfbares Beobachtungsmaterial auch nur for-  
 mulieren. Kompromisspositionen wie der Poppersche  
 Falsifikationsmus sind schließlich durch die Theorie der  
 Paradigmen und der wissenschaftlichen Revolutionen von  
 Kuhn überwunden worden, die den geschichtlichen und so-  
 zio-kulturellen Aspekt der Rekonstruktion gerade der in-  
 nersten Kerne naturwissenschaftlicher Theoriebildung auf  
 eindrucksvolle Weise aufgewiesen hat. „Die“ Naturwis-  
 senschaften als Resultate einer einmal der Wirklichkeit  
 für immer abgeschauten Begriffs- und Methodenerkennt-  
 nis, mit kumulativem Wissensfortschritt und direktem  
 Zugang zur allgemein menschlichen Erfahrungswelt, gibt  
 es definitiv nicht. *Eher bedarf das Verständnis naturwis-  
 senschaftlicher Erkenntnisinteressen und Theorienwand-  
 lungen der geisteswissenschaftlichen Rekonstruktion, als  
 dass sich aus der wissenschaftstheoretischen Analyse na-  
 turwissenschaftlicher Denkgebäude irgendwelche metho-  
 dologischen Leitlinien für die Geisteswissenschaften ab-  
 leiten ließen.*

Aber wieder gilt: Was sachlich-substanziell schon längst  
 begraben ist, führt in den öffentlichkeitsrelevanten Orga-

nen des Wissenschaftsbetriebes ein ausgesprochen zombiehaftes Nachleben. Auf diesem Feld zeigt sich: Der Inferioritätsverdacht gegen sich selbst sitzt den Geisteswissenschaften im Verhältnis zu den Naturwissenschaften mit rätselhafter Macht im Nacken. Es fällt schwer, nicht von Anbiederung zu sprechen, wenn bis in den Stil hinein Geisteswissenschaftler eine Lehrlingsattitüde gegenüber einem imaginären Meister aus der anderen Fakultät einzunehmen scheinen. Zu nennen sind hier etwa die Zwangskollektivierung von Promotionsstudien, die Finalisierung von Forschungsvorhaben gemäß sozialtechnologischer Nutzbarkeitserwartungen, die Verdünnung des wissenschaftlichen Werks zum Artikelformat oder die Naivität der Trennung zwischen der glücklicherweise genau in der eigenen Lebenszeit erreichten Wissenschaftlichkeit seines Fachs und der bloß geschichtlichen Bedeutung all dessen, was zu ihm zuvor gehörte. Natürlich gab es und gibt es sehr notwendige und erfolgreiche Methoden Neuerungen, durchaus auch mit Konvergenzen zu naturwissenschaftlichen Denkweisen, etwa in der Sprachwissenschaft, der Psychologie, der Soziologie und manch anderer Disziplin. Aber wo sie wirklich von revolutionärer Bedeutung sind, wo sie, wie etwa der Strukturalismus in seiner umfassenden Bedeutung innerhalb der Kultur- und Sozialwissenschaften des 20. Jahrhunderts, sich wirklich als interdisziplinär tragfähige Innovationen erweisen, dort kommen sie aus einer eigenen, der Sache entwachsenden Idee und nicht daher, dass ihre Schöpfer sich irgendwann an anderen Wissenschaften ein Beispiel genommen hätten. Überhaupt gehört die Reflexion über das Verhältnis von natur- und geisteswissenschaftlichen Methoden in eine – und als solche durchaus fruchtbare und wichtige – retrospektive Sphäre, in der aus Entwicklungen des wissenschaftlichen Sach- und Selbstverständes im Grunde philosophische Konsequenzen gezogen werden; nicht aber ergibt sich aus die-

ser Art von Reflexion so etwas wie eine methodische Einsicht, die den Weg *zum* inhaltlichen Wissen herbeiführen könnte.

*Wider die hausgemachte Krise*

Woher also die mögliche Krise und woher die offenbar so drängende Notwendigkeit, nach der Zukunft der Geisteswissenschaften zu fragen? Weder sind ihre Gegenstände obsolet noch ihre Methoden desavouiert; woher dann das Misstrauen in die Relevanz und in die Legitimation geisteswissenschaftlicher Erkenntnis? Einer Antwort darauf wird man nur näher kommen, wenn man das Verhältnis von Gegenstand und Erkenntnis, das den Hintergrund und Horizont der Geisteswissenschaften bildet, noch etwas genauer in den Blick nimmt. Dann zeigt sich vor allem, dass, wie im Grunde auch nicht anders zu erwarten, diese Krise des Selbstverhältnisses und des Selbstvertrauens der Geisteswissenschaften in wesentlichen Elementen eine von ihnen *hausgemachte* ist. Diese These möchte ich zum Schluss meiner Bemerkungen nunmehr noch erläutern.

Viel ist im Zuge der Abwehr der oben genannten Einheitswissenschaftsthese und im Kontext des mit ihr verbundenen Positivismusstreits in Richtung der Emanzipation des geisteswissenschaftlichen Methodenverständnisses geleistet worden. Aber in einer strukturell grundlegenden Hinsicht bleiben die Geisteswissenschaften meist einer letztlich irrationalen Orientierung an fremden Vorbildern verhaftet, die durchaus kritischer Differenzierung bedürfte. Ich meine Folgendes: Im Umgang mit dem Wissen der Naturwissenschaften ist eine Grenzziehung geboten, die in dem für sie geltenden Verhältnis zwischen Erkenntnis und Gegenstand begründet ist, nämlich die saubere *Trennung zwischen Tatsachenerkenntnis und normativen Handlungsanweisungen*.

Dieses Prinzip ist von großer Bedeutung, denn sonst führt der Versuch, mit naturwissenschaftlichen Tatsachenfeststellungen durch Überführung in Sollenssätze menschliche Handlungsorientierung auf scheinbar wissenschaftlicher Grundlage zu gewinnen, in übelste ideologische Konsequenzen, etwa den Evolutionismus und Biologismus, Sozialdarwinismus, dogmatischen Ökologismus und manch andere Spielarten der Verwechslung von Tatsachenfeststellungen mit scheinwissenschaftlicher und pseudorationalistischer Orientierungsattitüde. Man kann das Wissen um den Sinn und die Ziele menschlichen Handelns nicht aus noch so allgemeinen Naturtatsachen ableiten. Grundlage naturwissenschaftlicher Tatsachenerkenntnis sind die dem menschlichen Zugriff entzogenen, aus sich gegebenen und gewachsenen Strukturen des kausal bestimmten Naturablaufs. Der Mensch kann sie sich zu Nutze machen, aber er tut dies auf Grund von Entscheidungen, die nicht wiederum aus dem Wissen begründet werden können, dessen er sich dabei bedient.

Die Erkenntnis dessen hingegen, was *menschlich* und *unmenschlich* ist, basiert auf spezifisch-praktischem Wissen, das den Zusammenhängen von Grund und Folge und nicht denjenigen von Ursache und Wirkung gehorcht. Die Trennung zwischen theoretischer und praktischer Erkenntnis ist zwar selbstverständlich auch für das geisteswissenschaftliche Wissen wichtig und mit gutem Grund im Umgang mit ihm zur Geltung zu bringen. Auch in den Geisteswissenschaften soll man zwischen theoretisch begründbarer Faktenfeststellung und praktisch rationalem Normurteil sauber unterscheiden. Wenn man das zugegeben hat, muss man sich jedoch klarmachen, dass, wenn gleich auch im Umgang mit dem Gegenstand geisteswissenschaftlicher Erkenntnis zwischen theoretischem und praktischem Urteil zu trennen ist, dieser Gegenstand selbst mit dem praktischen Wissen eine Verbindung hat,

die ihn deutlich vom Gegenstand des naturwissenschaftlichen unterscheidet: *die Gegenstände geisteswissenschaftlicher Reflexion sind in ihrer innersten Konstitution selbst Formen der – und zwar wesentlich der – praktischen Erkenntnis!* Eine Kirche, ein literarisches Werk, ein Bildungskonzept, eine Verfassung, aber auch eine Unternehmensform, eine Verhaltenstherapie, eine Verwaltungsvorschrift oder ein Begräbnisritual: Sie alle sind, direkt oder indirekt, *Aussagen über* und damit wenigstens dem Anspruch nach *Einsichten in den Sinn menschlichen Daseins*. Mit und in ihnen nehmen die Menschen Stellung zu der Frage, wofür sie auf der Welt sind und woraus man ihr Leben verstehen kann und soll. Man kann im Umgang mit ihnen nicht, ohne sie mutwillig zu verfremden, auf die Anlegung derjenigen Differenz verzichten, die das Wesen von Erkenntnis und damit auch Wissenschaft ausmacht, der Differenz zwischen *Wahrheit* und *Falschheit*. Es gibt wahre und falsche Aussagen darüber, was zu einem menschlichen Leben gehören soll und was nicht. Und die Gegenstände geisteswissenschaftlicher Erkenntnis sind typischer und charakteristischer Weise solche Aussagen – Aussagen, die nicht notwendig sprachlich formuliert sind und zu deren Formulierung unter Umständen gerade die geisteswissenschaftliche Interpretation da ist. Sie erheben damit indirekt einen Anspruch, von dem sich keine wissenschaftliche Beschäftigung mit ihnen freimachen kann, und zwar nicht deshalb, weil sie ihnen sonst nicht vollständig gerecht würde, sondern noch mehr: weil sie damit in Konflikt mit ihrem eigenen Gegenstand geriete. *Einen geisteswissenschaftlichen Gegenstand von wesentlicher Bedeutung nach Maßgaben anzugehen, welche die Fragestellung nach Sinn und Aufgabe des menschlichen Daseins in der Welt prinzipiell ablehnen oder ausblenden, heißt, das Dasein zu ignorieren, dessen Zeugnis er gerade ist.* Ganz scharf formuliert heißt es eigentlich, das menschliche Dasein, das dieser Ge-

genstand bezeugt, als eines zu behandeln, das besser nicht da sein sollte. Das heißt aber auch nichts anderes, als die Berechtigung der eigenen, der wissenschaftlichen Beschäftigung mit diesem Gegenstand als in sich widersprüchliches, zumindest performativ selbstwidersprüchliches Unterfangen zu betrachten. Geisteswissenschaft zu betreiben bedeutet, sich in eine Lebensform von der Art zu begeben, an die jener Wille zur Sinnstiftung und Überlieferung adressiert gewesen ist, der aus den darin je auszulegenden Lebensformen spricht und aus ihnen nicht hinweggekürzt werden kann, ohne sie zu verlieren.

Die Konsequenz dieser Feststellung ist natürlich nicht, dass die Geisteswissenschaft sich als Vehikel oder Katalysator gerade jener Antwort auf die Frage nach dem menschlichen Dasein zu verstehen hätte, die ihren Gegenständen innewohnt. Nichts spricht elementarer aus der Tatsache, dass eben gerade die vorliegende Aussage noch einmal zum Gegenstand wissenschaftlicher Erforschung gemacht wird, als der Wille zur kritischen und reflektierten Einstellung ihr gegenüber. Aber was könnte der Maßstab solcher Kritik und Reflexion sein, wenn nicht die den Forscher mit seinem Gegenstand verbindende Suche eben nach der Wahrheit über das Menschliche? Und darum eben verspielt eine bestimmte Ideologie der angeblichen Wertfreiheit der Geisteswissenschaften mit deren eigentlichem Gegenstand letztlich auch das Interesse, das Menschen, die von ihnen etwas über ihn erfahren wollen, an ihnen zu nehmen vermögen – und eben das führt sie in die Krise. Ideologie bedeutet hier, wie im Kern immer, dass ein bestimmter theoretischer Anspruch, eben der meist in einen Begriff wie den der Wertfreiheit gekleidete Akt der Distanzierung vom Wahrheitsanspruch ihres Gegenstandes, letztlich Ausdruck eines in ihm verborgenen, verkappten Machtinteresses ist. Welches ist in diesem Fall ein solches Machtinteresse? Nun, womöglich das Folgende: das einem

falschen Verständnis des Wissenschaftlers von der Natur seines Tuns (und letztendlich wohl eben doch der Verwechslung des seinigen mit dem naturwissenschaftlichen Paradigma) entspringende Interesse, den Erkenntnisanspruch des eigenen Gegenstandes nicht zur Kenntnis zu nehmen, ihn zu verdrängen um der – eingestandenen oder nicht eingestandenen – Vorstellung willen, auch in den großen Grundfragen des menschlichen Lebens und Zusammenlebens könne eigentlich nur man selbst als Wissenschaftler wirklich Erkenntnis gewinnen. Und in dieser Selbstermächtigung, mit der sich die Wissenschaft gegenüber einem Erkenntnisanspruch ihres Gegenstandes eine Position anmaßt, die sie eigentlich nur gegenüber Naturobjekten einzunehmen berechtigt ist, läge somit doch ein ganz indirekt gelagertes Relikt der hinter der Einheitswissenschaftstheorie stehenden uralten positivistischen Identifikation von rationaler Erkenntnis mit Wissenschaft! Darin scheint mir zumindest eine wesentliche Ursache für die Krise zu bestehen, die uns zu der Frage nach der Zukunft der Geisteswissenschaften geführt hat.

Die Antwort auf die Frage nach dieser Zukunft wäre daher, dass die Geisteswissenschaften ihre Seele verlieren werden, wenn sie sie krampfhaft dadurch gewinnen wollen, dass sie ihren Erkenntnisanspruch unabhängig, wertfrei und also im Gegenzug gegen die ihr innewohnenden Sicherheiten und Überzeugungen der Menschen gewinnen wollen, die in ihrer Kultur und Gesellschaft selbst eine Antwort auf die Frage nach dem Sinn und den Gründen ihres Daseins geben müssen. Gleichzeitig werden die Geisteswissenschaften ihre Seele bewahren und vielleicht auch wiedergewinnen, wenn sie sich in der Rolle der Auslegung eben solcher ihnen vorgängigen Wahrheitsansprüche diesen Ansprüchen – trotz deren interner Gegensätzlichkeit, Widersprüchlichkeit, historischen Wandelbarkeit und damit auch Kritikbedürftigkeit – aussetzen.